

Zeichen der Zeit : Herbst in Deutschland - Tagebuch einer Vortragsreise durch Brandenburg (zweiter Teil)

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **86 (1992)**

Heft 12

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zeichen der Zeit

Herbst in Deutschland –

Tagebuch einer Vortragsreise durch Brandenburg

(Zweiter Teil)

In der Heimat Theodor Fontanes

Am Abend findet das zweite Referat über «Neue Weltordnung» statt. Diesmal begleitet mich der Vorsitzende des Brandenburgischen Kulturbundes Jürgen Ristow in seinem Wagen nach Wittstock. Damit ich die traditionsreiche Stadt noch bei Tageslicht besichtigen kann, holt er mich schon um 15.30 Uhr ab. Wie «bedeutend» ich eigentlich sei, und ob «man» mich kennen müsse, will er wissen. Ich kann ihn beruhigen und nur noch hoffen, dass er am bevorstehenden Abend trotzdem Gefallen finden werde.

Wir durchqueren Heide- und Flusslandschaften, fahren vorbei an Kiefer- und Laubwäldern und sehen von weitem den Bützsee und den Ruppiner See. Theodor Fontane schildert diese Gegend in den «Wanderungen durch die Mark Brandenburg». Seit gestern führe ich eine Sammlung der schönsten Kapitel dieses Buches, das der Dichter seiner märkischen Heimat widmet, mit im Gepäck. Frau Remek hat es mir gestern abend geschenkt. Man müsse dem Himmel sehr nahe sein, um die Schönheit dieser Gegend spontan zu erfahren, meint mein Begleiter. Erst jetzt merke ich, wie hoch der Himmel sich über dieser Landschaft wölbt und in welchem weitem Horizont er sie umgreift. Fontane meint: «Wer in der Mark reisen will, der muss zunächst Liebe zu <Land und Leuten> mitbringen.» Es fällt mir nicht schwer, mich an diese Maxime zu halten. Ich wundere mich nur, warum die schönsten Gegenden hier «Schweizen» genannt werden – so die «Märkische Schweiz» und die «Ruppiner Schweiz» –, als ob sie diesen Vergleich mit «meinem» Land nötig hätten, um sich ihre Schönheit bestätigen zu lassen.

Wir verlassen die Autobahn für einen Abstecher nach *Neuruppin* und erweisen dem Dichter in seiner Geburtsstadt die Referenz. Die Gedenktafel am Geburtshaus zeigt das Geburtsjahr 1819. Im selben Jahr wurde auch Gottfried Keller geboren. «Bürgerlicher Realismus» wird das literarische Schaffen der beiden Jahrgänger genannt. Sie sind auf unterschiedliche Weise politisch: Fontane durch die präzise Schilderung entfremdender Konventionen und Rollenzwänge, Keller durch eine unmittelbarere, vielleicht auch plakativere Art der Auseinandersetzung mit den Herrschaftsverhältnissen seiner Zeit. Ein Gedicht wie «Fester Befehl» wäre Keller nicht unter die Feder gekommen, auch wenn hier Fontanesche Ironie durchscheinen mag:

«Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen
Führt der Masse sich selbst Bestimmen.
Und das Klügste, das Beste, Bequemste,
Das auch freien Seelen weitaus Genehmste,
Heisst doch schliesslich, ich hab's nicht
Hehl:

Festes Gesetz und fester Befehl.»

Vor der Weiterfahrt versagt der alte BMW seinen Dienst und muss erst angeschoben werden, bevor er uns nach *Wittstock* bringt. Nicht programmgemäss dämmert bereits der Abend herein, als wir in dieser mehr als 1000jährigen Stadt eintreffen, die sich an eine der furchtbarsten Schlachten im Dreissigjährigen Krieg erinnert. Ein literarisches Memento finden wir in Grimmelshausens «Simplicius Simplicissimus», der, angewidert vom grausigen Gemetzel und erschüttert über die 11 000 Gefallenen, sich nichts sehnlicher wünscht als den Frieden.

Jürgen Ristow zeigt mir die intakte historische Stadtmauer, die noch zu DDR-Zeiten wiederaufgebaut wurde. Unter der Leitung

des Kulturbundes hatten Wittstocks Einwohnerinnen und Einwohner Mark um Mark zusammengetragen, um die Restauration zu finanzieren. «Für *diese* Mauer zu arbeiten, hat sich gelohnt», meint der Konservator Wolfgang Dost, der zugleich der Veranstalter des heutigen Abends ist.

Herr Dost führt uns durchs Ortsmuseum. Als besondere Sehenswürdigkeit präsentiert er eine Zinnfiguren-Ausstellung. Prinz Louis Ferdinand habe bereits das Patronat übernommen... Sollten die *Hohenzollern* nicht nur die eigene Geschichte pflegen, sondern auch das Zerstörungswerk an der ehemaligen DDR-Kultur aufhalten? Was ist ihnen die Erinnerung wert, dass Toleranz einst als preussische Tugend galt? Gibt es eine deutsche Aristokratie, die sich weniger korrumpieren lässt als die neureiche Bourgeoisie im Westen wie nun auch im Osten? Die Zeit fehlt, um solche Fragen zu stellen.

Bombenabwurfplatz für die «Neue Weltordnung»

Es ist eine buntgemischte Gesellschaft, die heute abend zusammenkommt. Offiziell begrüsst wird nur die «Geistlichkeit», die aus dem evangelischen und dem katholischen Pfarrer sowie einem Generalsuperintendenten im Ruhestand besteht. Die beiden Pfarrer erinnern mich an Armeefeldprediger. Ich tippe richtig: Der Rundliche ist der katholische, der Hagere der reformierte. Sie sind in ausgezeichnete Laune. Die neu eingeführten Kirchensteuern seien zwar nicht das evangelische Ideal, würden in der heutigen Situation aber dankbar angenommen. Erst nach der Veranstaltung erfahre ich, dass auch PDS-Frauen anwesend waren. Ihre Befindlichkeit hätte mich mehr interessiert.

Nach dem Vortrag wirft die «Geistlichkeit» mir «*Antiamerikanismus*» vor. Ob sie den Golfkrieg als «gerechten Krieg» beurteilten, wäre die Gegenfrage, die ich jedoch unterlasse. Mir geht es um die Analyse von Strukturen und nicht um die Verurteilung eines Volkes. Gerade als Schweizer will ich nicht übersehen, dass die Bevölkerung der USA mit Politik und Wirtschaft moralische Ansprüche verbindet, die «meinem» Land abhanden gekommen sind. Nachdem die nordamerikanischen Banken sich unter dem moralischen Druck ihrer Kundinnen und

Kunden aus dem Südafrika-Geschäft zurückgezogen hatten, waren es Schweizer Banken, die dem Apartheid-Regime finanziell unter die Arme griffen. Einen Nestlé-Boykott, wie er in den USA unter Führung der Kirchen möglich war, halte ich in der Schweiz für undenkbar. Wenn der alles dominierende Antikommunismus als Vorwand für ökonomische oder militärische Interventionen entfällt, kann sich in der US-Aussenpolitik noch einiges ändern.

Anti-Maastricht-Stimmung kommt auf, als ein Votant meint, Osteuropa werde der grosse Verlierer des westeuropäischen Wirtschaftsprjektes sein. Was Osteuropa bevorstehe, wenn es sich dieser Marktwirtschaft unterwerfe, lehre das Beispiel Ostdeutschlands nach dem Anschluss an die BRD.

Wir sollten uns einschränken, sagt eine Frau, die sich bestimmt schon einschränken muss. Sie sagt es, damit wir nicht auf Kosten der *Dritten Welt* lebten. Aber was können wir dagegen tun, da auch unsere Lebenshaltungskosten immer weiter steigen? Vielleicht sollten wir bei den Ungerechtigkeiten ansetzen, die eine solche Teuerung bewirken, z.B. bei einem asozialen Bodenrecht, mit dem jetzt die ehemalige DDR flächendeckend überzogen wird.

Zur Sprache kommt ein *Plan des «Verteidigungsministers»*: In unmittelbarer Nähe der Stadt soll ein Waffenplatz der ehemaligen NVA künftig den Kampffliegern der Bundeswehr für Schiessübungen zur Verfügung stehen. Auf den nächsten Sonntag ist eine Demonstration angesagt. 20 000 Unterschriften wurden bereits gesammelt. Die Sieger des Kalten Krieges fordern ihren Tribut. Die Deutschen Demokratischen Revolutionärinnen und Revolutionäre hatten sich die «Neue Weltordnung» etwas anders vorgestellt. Statt der erhofften Friedensdividende nun dieser Bombenabwurfplatz, das bedeutet eine unerträgliche Provokation für Wittstock, das auch durch die beiden Weltkriege gezeichnet wurde.

Ich werde heute nicht nach dem «Religiösen Sozialismus» gefragt, sondern nach dem *Beitrag der Religion* zu einer wirklich neuen Weltordnung. So sehr ich Hans Küng zustimme, wenn er sagt, es gebe keinen Weltfrieden ohne den Frieden unter den Religionen, so sehr müssen wir unterscheiden: Denn Religion ist nicht gleich Religion. Der

Weltfriede wird durch nichts so gefährdet wie durch Religion, die fundamentalistisch, intolerant, menschenverachtend ist. Wird es gelingen, die Religionen zum Verzicht auf Herrschaftsansprüche zu bewegen, indem sie die Weltlichkeit des Politischen anerkennen, auf die überholten Vorstellungen von einem christlichen oder islamischen Staat verzichten? Friedensfähig ist nur eine Religion, die durch die Säkularisierung hindurchgegangen ist und kompromisslos für die Menschenrechte, insbesondere für die Gewissens- und Religionsfreiheit eintritt. Die «Geistlichkeit» ist einverstanden. Der katholische Pfarrer beruft sich auf die «humanistische Ethik», die uns allen in diesem Saal gemeinsam sei. Hoffen wir, der Begriff werde die DDR-Zeiten überdauern.

Wann stürzt auch der «Götze Markt»?

Es ist spät geworden in Wittstock. Auf der Heimfahrt erzählt Jürgen Ristow von seiner früheren Tätigkeit bei der Deutschen Film-Agentur (DEFA), wo er eine Abteilung für neue Medientechnik leitete. Nach der «Wende» wurde diese Stelle überflüssig. Heute versucht er, ein eigenes Institut für Medientechnik aufzubauen. Aber welche Bank gibt ihm den erforderlichen Kredit? Nur demjenigen, der schon hat, wird auch gegeben. Nein, «Zwangsmitglied» des Kulturbundes ist er nicht gewesen, das fragliche Rechtsgutachten liegt fernab der historischen Wahrheit. Der Kulturbund ging aus einem Projekt hervor, das die Schriftsteller *Thomas Mann* und *Johannes R. Becher* schon vor 1945 im Londoner Exil angeregt hatten. Gewiss nahm später die SED viel zu viel Einfluss auf das Programm. Das ging soweit, dass mein Begleiter aus Protest sein früheres Amt im Kulturbund niederlegte. Aber von all dem will die «Treuhand» nichts wissen. Sie ist Teil einer gigantischen Gehirnwäsche, die den Menschen hier die gefährliche Erinnerung an positive Werte im DDR-Sozialismus austreiben will. Die verbliebenen 120 000 Mitglieder des Kulturbundes in der EX-DDR haben das Nachsehen, ohne dass für sie eine kulturpolitische Alternative in Sicht wäre. Zerstören fällt leichter als aufbauen.

Wie viele andere, die an einen «verbesserten Sozialismus» glaubten, hatte auch der

heutige Vorsitzende des Brandenburgischen Kulturbundes gehofft, dass die DDR sich nach dem Modell des «Prager Frühlings» demokratisieren liesse. Wäre es nicht das Natürlichste von der Welt gewesen, wenn das Volk das, was «*volkseigen*» war, sich wirklich angeeignet und demokratisch darüber verfügt hätte? Warum gab es diese Chance nicht? «Weil das Volk vom Kapitalismus völlig falsche Vorstellungen hatte und für Propaganda hielt, was nicht durch Auslandsreisen <vor Ort> nachgeprüft werden konnte. Es ist so, als würden Sie Ihren Sohn zu Hause einsperren, weil er rechtsradikale Freunde hat. Das können Sie nicht, oder Sie schaffen für Ihren Sohn die Faszination des Verbotenen. Mich packt noch heute die Wut, wenn ich an mein eigenes Reiseverbot denke.»

Versunken in unser Gespräch, übersehen wir die Abzweigung nach Potsdam und fahren unversehens in *Berlin* ein. Die Straßen sind wenig belebt. Aus gespenstischem Dunkel ragen die Regierungsgebäude der untergegangenen DDR hervor, das Haus des Staatsrates und das ehemalige Aussenministerium am Karl-Marx-Platz. Ob der noch so heisst? Es tut gewiss gut, dass solche Kolosse bedeutungslos werden und die repressiven Giganten vom Sockel fallen. Wann stürzt auch der «Götze Markt» mit seinen Tempeln an der Wallstreet oder an der Zürcher Bahnhofstrasse? Wann stirbt er ab, dieser Monotheismus der «Neuen Weltordnung»? Unbelastet von der Hypothek des «Realsozialismus», sollte der Kampf gegen die verbliebenen Götzen eigentlich leichter und nicht schwerer fallen. Wir sind uns einig: Der christlich-marxistische Dialog war noch nie so aktuell und notwendig wie heute, er hatte auch seit langem nicht mehr diese Chance, so redlich und frei von Opportunismus geführt zu werden.

Samstag, 10. Oktober

Heute und morgen habe ich vortragsfreie Tage. Den Vormittag verbringe ich bei Gunnar und Adriane Porikys. Er ist arbeitsloser Fotograf, Verleger und Journalist, dank der Arbeitslosenkasse kann er sich die «Selbstausbeutung» leisten, für seinen Kleinverlag EDITION BABELTURM und für verschiedene Zeitschriften Gratisarbeit zu leisten.

Adriane hat in Potsdam eine Waldorfschule und einen Kindergarten mitaufgebaut. Ihre Tätigkeit im Kulturbund leistet Adriane als Arbeitsbeschaffungsmassnahme (ABM).

Ich höre nicht zum erstenmal von «ABM». Die Zahl der *Arbeitslosen* in Ostdeutschland wird von der Bundesanstalt für Arbeit auf 15 Prozent beziffert. In Wahrheit sind es 40 Prozent, wenn Nach- und Umschulungen, Kurzarbeit und eben die staatlich geförderten Massnahmen zur Arbeitsbeschaffung mitgezählt werden. Etwa 400 000 Personen können dank ABM einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen. Der Kulturbetrieb wäre ohne ABM schon längst zum Erliegen gekommen. Die Massnahme ist allerdings auf zwei Jahre befristet. Was danach kommt, wissen die Betroffenen selber nicht. Damit verbindet sich Existenzangst, diese wiederum zwingt zu Wohlverhalten, vor allem politischem. Adriane hat sich ihr Selbstbewusstsein bewahrt und rasch gelernt, wie mit den aus Westdeutschland hergereisten «Leihbeamten» umzugehen ist.

Dissident zwischen allen Stühlen

Die Porikys' wohnen mit zwei Kindern in einem Reihenhaushaus an der Berliner Strasse, einer der vielen grosszügig gebauten Potsdamer Alleen. Gunnar empfängt mich auf dem Balkon, der auf der andern Seite des Hauses liegt. Vor uns weitet sich der Blick auf den Tiefen See und den dahinter liegenden Babelsberg. Das Haus selbst hat unmittelbaren Zugang zum See. Arbeitslos mit Seeanstoss – noch gibt es diese «höhere Gerechtigkeit», weil das Haus der Stadt gehört. Noch ist ganz Potsdam eine eigentliche Wohnstadt, zwei bis dreistöckig gebaut, mit breiten Boulevards, umgeben von Seen und Parkanlagen. Noch werden hier die Grundstücke nicht an westdeutsche Konzerne verschachert – etwa nach dem unrühmlichen Beispiel Berlins, wo die Senatoren der SPD (!) ein Gelände am Potsdamer Platz dem Auto- und Rüstungskonzern Daimler Benz zum Billigtarif überlassen haben.

Gunnar Porikys war Mitglied des *Neuen Forum*, einer jener gewaltfreien Bewegungen, denen Ostdeutschland die «Wende» verdankt. Dass der zivilgesellschaftliche Aufbruch des Jahres 1989 diese Wende nicht mit dem erklärten Ziel eines demokratischen

Sozialismus herbeigeführt habe, hält mein Gesprächspartner im nachhinein für einen fundamentalen Fehler. Gunnar vermutet Regie hinter dem Zusammenbruch der DDR. Das westdeutsche Fernsehen habe nach allen Regeln der psychologischen Kriegführung die Meinungen manipuliert. Warum hiess es plötzlich nicht mehr «Wir sind das Volk», sondern «Deutschland – einig Vaterland»? Der zweite Slogan flimmerte erstmals über die Mattscheiben, als die ARD-Tagesschau über eine der vielen Demonstrationen des Oktobers 1989 berichtete. Er war auf einem der mitgeführten Transparente zu lesen. Nur hatte niemand, der an der übertragenen Kundgebung dabei war, ein solches Transparent je gesehen... Dass ein enttäuschter Revolutionär sich als der nützliche Idiot ihm fremder Kapitalinteressen vorstellt und nach den Drahtziehern dieser ungeliebten Wiedervereinigung fragt, verstehe ich. Aber letztlich wäre auch durch ferngesteuerte Wende-Regie nichts auszurichten gewesen, hätte nicht die alte DDR-Führung moralisch und ökonomisch ihren letzten Kredit verspielt.

In seinem Verlag hat Gunnar Porikys ein wichtiges und aktuelles Buch neu aufgelegt. Es heisst «Mitteleuropa – Bilanz eines Jahrhunderts» und wurde von der Historikerin Renate Riemeck bereits 1965 verfasst. Das Unterfangen alarmierte offenbar den «Verfassungsschutz». Denn die Verfasserin ist die Mutter von Ulrike Meinhof. Gunnar wurde kürzlich von Polizisten mit umgehängter Maschinenpistole aus einem Zugabteil herausgeholt. «Es ist wieder wie zu DDR-Zeiten», mokierte er sich gegenüber seinem Überfallkommando. Fast gilt die Faustregel: Wer gestern wirklicher Dissident war, ist es auch heute wieder. Er landet zwischen den Stühlen der beiden Systeme. Diese glichen sich weit mehr, als sie zugeben wollten.

Gespräch im Einstein-Haus

Am Nachmittag bin ich zu einer Begegnung im Albert Einstein-Haus in Caputh eingeladen. Um den 88jährigen Architekturtheoretiker Julius Posener versammeln sich etwa ein Dutzend Männer und Frauen aus verschiedenen akademischen Disziplinen wie Kunstwissenschaft, Friedensforschung oder

Weltraumrecht. Carla Villwock fährt Gunnar Porikys und mich zum Sommerhaus, das der Physiker von 1929 bis 1932 bewohnt hat. Nachdem Einstein ins Exil gegangen war, stand das Haus einem jüdischen Kindergarten zur Verfügung. Das schreckliche Ende kam mit der *Pogromnacht* vom 9. November 1938. Später hauste hier die Hitlerjugend. Was Erika Britzke, die Leiterin des Einstein-Hauses, an Grauensvollem und Entehrendem berichtet, will nicht zur friedlichen Atmosphäre dieses einfachen, gut durchdachten Hauses am Waldrand von Caputh passen, schon gar nicht zum Hausherrn, der uns auf einem Foto freundlich vom Balkon herab zuwinkt. Nach Kriegsende wurde das Haus wieder seiner ursprünglichen Bestimmung übergeben. Auf Weisung der Roten Armee sollte Einstein hier einziehen können, wann immer er wolle. Aber er wollte nicht mehr.

Ich stehe in Einsteins Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch befinden sich wichtige Schriftstücke. In einem Brief an *Maxim Gorki*, datiert vom 29. September 1932, lese ich, dass für die Zukunft nichts wichtiger sei als die Moral der Menschen. Der Brief schliesst mit dem bedeutungsvollen Satz: «Deshalb wird auf die Dauer die Erziehung des Menschen stets weit stärker das Werk der Künstler als der Politiker sein.» Ein anderes Dokument, das hier aufliegt, ist ein Brief vom 17. Juni 1932 an die damaligen Vorsitzenden der KPD und der SPD *Ernst Thälmann* und *Otto Wels*. Sie werden beschworen, gemeinsam der «entsetzlichen Gefahr der Faschisierung» zu begegnen und für «das Zusammengehen der beiden grossen Arbeiterparteien im Wahlkampf ... durch Aufstellung gemeinsamer Listen einzutreten». Einstein hatte diesen Brief zusammen mit *Käthe Kollwitz* und *Heinrich Mann* unterzeichnet. Sie wurden einer Antwort nicht für würdig befunden.

Nach der Besichtigung sitzen wir bei Kaffee und Kuchen an Einsteins Familientisch. Es ist die erste derartige Gesprächsrunde in diesem Haus. Weitere sollen folgen – sofern es die ungeklärten Eigentumsverhältnisse erlauben. Das Thema ist gegeben: «Warum hat die kritische Intelligenz so wenig Einfluss auf die Massen?» Ich weiss nicht, zum wievielten Mal ich das entsetzliche Wort von den «Massen» höre. Früher ein Wort der antidemokratischen Konservati-

ven, kommt es heute einer enttäuschten linken Intelligenz etwas vorschnell über die Lippen. Warum die «Massen» für das Linsengericht von Mark und Markt das Erstgeburtsrecht auf den möglich gewordenen demokratischen Sozialismus in der DDR aufgegeben haben, ist eben auch eine Frage an diese Linke. Es sei so einfach, mit demagogischen Parolen die Existenzängste arbeitsloser Menschen auszubeuten und auf Asylsuchende als Ersatzobjekte umzulenken. Der Nationalismus lasse jede Analyse der wahren Ursachen von Verelendung politisch unwirksam erscheinen. Aber warum das so gekommen ist, ob daran nicht auch die Defizite des sozialistischen «Kältestroms» mit schuldig sind, wird in dieser Runde nicht gefragt. Ich denke an Ernst Blochs «Erb-schaft dieser Zeit» aus dem Jahr 1935. Der Philosoph des «Wärmestroms» meinte damals, Begriffe wie «Heimat» oder «Nation» wären «nicht so hundertprozentig reaktionär verwertbar», würden sie von der Linken, statt immer nur entlarvt, «konkret überboten».

Dass *faschistische Gewalt* sich im Nachwendedeutschland erneut austobt, kann ich nicht verkennen. Aber als Schweizer muss ich hinzufügen, dass auch in unserem Land Asylunterkünfte brennen, Asylsuchende umgebracht werden, die offizielle Flüchtlingspolitik Fremdenfeindlichkeit widerspiegelt und ihr zugleich Vorschub leistet. Wer nimmt ausserhalb der Schweiz zur Kenntnis, wie sehr bei uns Parteien mit fremdenfeindlichen Parolen im Kommen sind? 1991 haben sie im Kanton Zürich mehr als 30 Prozent der Stimmen erreicht. Wer weiss schon, dass nazistische Schundliteratur, «Mein Kampf» inklusive, die in Deutschland verboten ist, von der Schweiz aus vertrieben wird? Oft habe ich den Eindruck, das Glück der Schweiz sei ihre Kleinstaatlichkeit. So fällt weltweit nicht auf, was hier geschieht, und hält sich auch der Schaden, den Politik und Wirtschaft anrichten, mehr oder weniger in Grenzen. Das Kleine aber ist kein Ersatz für Ethik. Die deutsche Bundesregierung sollte es bedenken, wenn sie sich auf die Schweiz als Vorbild für eine neue Asylpolitik beruft.

Ist die *direkte Demokratie* eine Möglichkeit, «Massen» und «Intelligenz» einander näherzubringen? Ich berichte über die halbe Million Unterschriften gegen die Beschaf-

fung von Kampfflugzeugen in der Schweiz. Auch über das Einstein-Zitat, mit dem die «Gruppe für eine Schweiz ohne Armee» ihre moralisch erfolgreiche Initiative lanciert hat: «Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen. Auf diese Weise gleiten wir einer Katastrophe ohnegleichen entgegen. Wir brauchen eine wesentlich neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.» Frau Britzke bittet um das Plakat mit diesem Zitat für das Archiv des Einstein-Hauses.

Das Erbe der DDR-Kultur

Am Abend veranstaltet der Kulturbund ein Konzert in der Dorfkirche von Fahrland. Die restaurierte Barockkirche ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Ich muss mich dagegen wehren, als «Schriftsteller aus der Schweiz» vorgestellt zu werden, freue mich aber über den freundlichen Beifall, der mich begrüsst. Die Lieder und Rezitationen haben den Herbst zum Thema. Fontanes «Herbst» widerspiegelt, was in den Menschen der ehemaligen DDR vorgeht:

«Erinnerungen sehen mich an,

Haben es wohl auch sonst getan.

Nur eins hält nicht mehr damit Schritt,

Lachende Zukunft geht nicht mehr mit.»

Gelingt es mir wirklich, den Menschen Mut zu machen, wie eine ZuhörerIn am ersten Abend sagte? Ist es nicht umgekehrt, dass die Ermutigung von diesen Menschen ausgeht, die in schwieriger Zeit zusammenstehen und zusammen feiern?

Wird sie sich halten können, diese in die Breite des Volkes wirkende DDR-Kultur und den Menschen auch in Zukunft solche Begegnungen ermöglichen? Carla Villwock wagt keine Prognose. Die Sorge ist unverkennbar, dass der Staat als Mäzen ausfallen und die Kultur dem totalen Markt oder dem privaten Sponsoring überlassen wird. Was soll sich der Kulturbund der ehemaligen DDR von dieser Entwicklung Gutes erhoffen? Es ist Herbst geworden auch in der kulturellen Landschaft. «Lachende Zukunft geht nicht mehr mit.»

Brandenburgs Ministerpräsident *Manfred Stolpe* nimmt diese Zukunftsangst ernst. Wir hören ihn am späteren Abend in einem Gespräch mit Kulturschaffenden am «Ersten

gesamtdeutschen Künstlerkongress» in Potsdam. Die Gesprächsrunde stimmt überein, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Zusammenbrechen des kulturellen Angebots und dem Vormarsch der Barbarei in Deutschland gibt. Deutlich wird auch hier, dass die Menschen in Ostdeutschland ein viel höher entwickeltes Bedürfnis nach Kultur haben als jene in der Alt-BRD.

Es folgt gleich noch ein zweites Podium. Debattiert wird unter dem Motto Michel de Montaignes: «Das grösste Kunstwerk ist die Gestaltung des eigenen Lebens.» Am meisten beeindruckt mich die Liedermacherin *Barbara Thalheim*. Auch wenn ihre Lieder heute weniger gut ankommen als auch schon, lässt sie sich ihre DDR-Identität nicht nehmen. Ob Frau Thalheim nicht übertreibt, wenn sie für ihren gesunkenen «Marktwert» den braunen Mob verantwortlich macht, der die Schaufenster einwerfe, in denen ihre Platten und CDs angeboten würden? Sie erfährt die «Wende» immer mehr als «Kehre»: als Wiederkehr längst überwunden geglaubter Zeiten.

Etwas anderes noch fällt mir an Barbara Thalheim auf: Sie bemüht sich nicht im geringsten um eine *geschlechtsneutrale Sprache*. «Ich als Künstler», sagt die Künstlerin zu wiederholten Malen. Carla meint, DDR-Frauen hätten es nicht nötig gehabt, ihre Emanzipation über die Sprache zu betreiben. Der Widerstand gegen eine sexistische Sprache wirke eher wie ein Zeichen von Schwäche, das die fehlende Emanzipation mit linguistischen Nebensächlichkeiten kompensiere.

Sonntag, 11. Oktober

Am heutigen Tag wäre mein Vater 90 Jahre alt geworden. Er war ein vielbeschäftigter Arzt und hatte nur wenig Zeit für mich. Aber nicht deswegen riet er mir davon ab, in seine Fussstapfen zu treten. Bis ich den Arztberuf ausüben könnte, hätte die Linke das Gesundheitswesen schon längst «verstaatlicht», war die Begründung. Der Vater glaubte also an den «Sieg des Sozialismus», indem er ihn fürchtete. Ich habe mich später immer wieder gefragt, warum die alte Arbeiterbewegung diese Ängste im Bürgertum auslöste. Waren es nur Ängste um Privilegien? Gab es nicht auch einen Widerspruch zwischen

humanistischen Zielen und wenig humanen Mitteln, oft verbunden mit einer aggressiven Sprache, die selbst wohlmeinenden Bürgern nichts Gutes verhiesse? Das sozialdemokratische «Volksrecht» lag trotzdem auf unserm Mittagstisch. Das Abonnement war das Geschenk eines Patienten und Zürcher SP-Stadtrates. Mein Vater ist schon vor 25 Jahren gestorben, er war auch auf einer Reise in Deutschland. Wehmut überkommt mich an diesem Morgen, an dem die Laubblätter mit einem feinen Nieselregen zur Erde fallen.

«Rittergottesdienst»

Nicht mit Wehmut, sondern mit Wut hat das nächste Erlebnis zu tun. Warum in aller Welt ist die Geschäftsführerin des Brandenburgischen Kulturbundes auf die Idee gekommen, mit mir einen Gottesdienst des *Johanniterordens* in Berlin-Spandau zu besuchen? Die Frage hat sich rasch geklärt: Einer der «Ehrenritter» des heutigen Tages ist Mitglied der Reinhold Schneider-Gesellschaft. Und diese führt mit dem Brandenburgischen Kulturbund gemeinsame Veranstaltungen durch. Zum andern geht dem angekündigten Prediger, einem Generalsuperintendenten, der Ruf voraus, zur Zeit der Wende einen Runden Tisch mit viel Umsicht und Geschick moderiert zu haben.

Doch das Unbehagen bleibt. Die Johanniter sind zur Zeit der *Kreuzzüge* entstanden. Dieser Massenmord im Namen Christi wurde nie wirklich verarbeitet. In den Kreuzritterorden, den Johannitern auf reformierter, den Maltesern auf katholischer Seite, lebt die Verdrängung fort, als wären die Kreuzzüge nichts dem organisierten Christentum, seiner Ideologie und Hierarchie, Eigentümliches gewesen, das die Grosskirchen bis heute anklagen müsste. Es wäre eine besondere Untersuchung wert, warum Verbrechen, die das Unrecht eines SED-Regimes weit in den Schatten stellen, die Kirche als Urheberin intakt lassen, während Herrschaft, die sich «sozialistisch» nennt, durch ihr Unrecht diskreditiert wird. Hätte die restaurative Linie des Christentums recht, so wäre die Jenseitsverkündigung der zentrale Auftrag der Kirche und liesse sich dieses vermeintliche «Eigentliche» auch durch die schlimmsten Verbrechen ihrer Akteure nicht

beschädigen. Kirche profitierte dann vom unstillbaren Bedürfnis der Menschen nach dem Absoluten und Ewigen, das sie umgekehrt für sehr weltliche Interessen ausbeuten könnte. Der sozialistische Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung hat es schwerer, wenn er an seinen eigenen Massstäben scheitert.

Pünktlich um 11 Uhr ziehen die «Ritter» ein in den Evangelischen Johannesstift, in knöchellange schwarze Chorgewänder gehüllt, das Ritterkreuz auf die Brust gestickt, diese geschwellt von Selbstbewusstsein – Sieger des Kalten Krieges auch sie. Der Generalsuperintendent preist den Orden als «Licht in der dunklen Geschichte Europas», die er von 1933 bis 1945 und – unterschiedslos – weiter bis 1989 dauern lässt. Heute sei der Orden ein Heilmittel gegen «Frustration und Langeweile». Mehr noch: «Das Wesen der geistlichen Ritterschaft besteht darin, den guten Kampf des Glaubens gegen die Massen (!) durchzuhalten.» Mit jedem derartigen Wort scheinen sich die «Ritter» noch mehr zu plustern. Der Generalsuperintendent kann's offenbar mit allen.

Ich aber kann nicht mehr folgen, schon gar nicht der Einladung an den Abendmahlsstisch. Lieber würde ich das Brot mit ein paar bussfertigen Stasi-Leuten brechen als mit diesen unbussfertigen Christen hier. Christinnen fehlen – bis auf zwei Krankenschwestern, die am Rande des Geschehens auch noch dabeisein dürfen. Vermutlich sind sie es, die den diakonischen Einsatz leisten, der dieser patriarchalischen Gesellschaft zu einem Schein von Legitimation verhilft. «Nur weg von hier!» ist mein einziger Gedanke. Carla Villwock hat ähnliche Empfindungen. Das beruhigt mich.

Ihr Vater, ein Volkspolizist, habe sie noch während der Schule aus der Kirche «ausgetreten», erzählt sie mir auf der Rückreise. Darauf habe sie bei den Jungen Pionieren Freundschaft und Geborgenheit gefunden. Das Wort vom «Wärmestrom», über das wir in Lehnitz erstmals diskutierten, sei ihr wichtig für das weitere Suchen.

«Sanssouci»

Wenig später sitze ich vor einem improvisierten Spaghettigericht am Mittagstisch der Familie Villwock. Das grossräumige Wohn-

zimmer ist geschmackvoll eingerichtet. An der Wand hängt ein wenig bekanntes Porträt von Karl Marx. Auf dem Buffet steht ein Kinderfoto von Lenin. Ich hätte ihn darauf nicht wiedererkannt. Ein sympathisches, intelligent dreinblickendes Kind sieht mich mit kritisch prüfenden Augen an. Carlos Mann ist noch abwesend, er gibt ein Konzert bei einem Seniorenverein. Als Musiker und Handelskaufmann hat Dieter Villwock eine Stelle gefunden, die es ihm erlaubt, beide Berufe miteinander zu verbinden. Der 18jährige Sohn Michael ist Schiffsmechaniker mit Berufsabitur. Er wird in wenigen Tagen mit einem Transportschiff nach Afrika fahren. Die 12jährige Tochter Nora lebt unter der Woche in einem Internat mit Ballettschule.

Nach dem Essen begleitet mich Nora auf einem Spaziergang durch den nahegelegenen Park von Sanssouci. Was «Sanssouci» heisst, hat sie vergessen. «Die Wessis», klagt sie, «verwenden diese schönen Parkanlagen als Liegewiesen und hinterlassen hier ihren ganzen Schmutz. Das hätte es früher nie gegeben.» Ich weiss von Noras Mutter,

dass ehemalige Stasi-Leute in Sanssouci als Parkwächter arbeiten. Wenn sie die Ordnung aufrechterhalten wollen, werden sie als «Kommunistenschweine» beschimpft... Aber natürlich seien nicht alle «Wessis» so, beeilt sich Nora hinzuzufügen. Eine gute Internatsfreundin komme ja auch aus dem Westteil Berlins. Früher sei halt vieles besser gewesen. Es habe noch fast keine Drogen gegeben. «Auch bedeutend weniger Kriminalität», ergänzt der Vater nach unserer Rückkehr. «Heute kann sich ja jeder eine Knarre kaufen und damit herumschiessen.» Er wird darum seine Tochter am Abend mit dem Auto zum Internat fahren.

Bei der Rückkehr von unserem Spaziergang gibt es auch ein Wohnmobil mit modernstem Komfort zu bestaunen. Die Nachbarn sind damit soeben von ihrer ersten Reise nach Paris zurückgekehrt. Sie haben mit ihren Kindern das Euro-Disneyland besucht. Faszination des totalen Marktes? Immerhin habe das Euro-Disneyland 10 000 Arbeitsplätze geschaffen.

(Schluss folgt im Januarheft)

«Kontakte der Kirche zum Herrschaftsapparat der DDR»

Wollte die evangelische Kirche bei den Menschen bleiben, an die sie ihr Auftrag weist, und wollte sie etwas für diese Menschen erreichen, dann musste sie sich den von der Staatsmacht der DDR gesetzten Existenzbedingungen stellen. Ausgangspunkt der Überlegungen war, dass die deutsche Katastrophe durch eigenes Versagen bewirkt wurde. Daraus folgte die Zurkenntnisnahme der Existenz zweier deutscher Staaten als von Gott auferlegte Lebensbedingung. Daraus folgte wiederum das Bestreben, innerhalb der DDR Bedingungen für ein dauerhaftes Wirken der Kirche zu schaffen und dazu die Beziehung zwischen Staat und evangelischer Kirche stabiler zu gestalten. Dieser Haltung lag zum einen eine durch die äusseren Umstände erzwungene Einsicht in die Notwendigkeit zugrunde, sie war zum anderen für viele das Ergebnis eines Prozesses des Lernens aus der Bibel und aus der eigenen Mitschuld am über Europa gebrachten Leid (Stuttgarter Schuldbekennntnis 1945, Darmstädter Wort 1947). Für sie wies der Weg zu mehr weltweiter Gerechtigkeit und Frieden eher in die Richtung eines «Sozialismus» als in die Richtung des «Kapitalismus». Die christliche Lebensgestaltung entmutigende Situation war anzunehmen als eine in der historischen Perspektive keineswegs aussergewöhnliche und schon gar nicht gottverlassene. Für die SED war die Machtfrage ein und für allemal entschieden; für die Kirche war sie unter der Herrschaft Christi offen.

(Aus der Erklärung der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg zum Problemkreis «Kontakte zum Herrschaftsapparat der DDR» vom 22. Oktober 1992)